Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1947-1948)

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

«TAGEBUCH MIT MARION» VON MAX FRISCH

Das Tagebuch als literarische Gattung — trägt es nicht die Versuchung in sich, das wirre Stelldichein assoziativ bedingter Reflexe, aber nicht verbindlich geordneter Gedanken zu sein? Die Regel gestattet Ausnahmen wie das «Tagebuch mit Marion», das bei aller Vielstimmigkeit den Vorzug gedanklicher Einheit besitzt und von den vielen Freiheiten, die einem Tagebuch gegeben sind, einzig die der Form beansprucht, indem es — nicht anders als es die einander so verwandten Künste der Musik und Architektur mit ihren Formelementen tun — Briefe, Erzählerisches, eine Dramenskizze und Aphorismen zu Variationen des thematischen Gedankens und damit wiederum zu Manifestationen der Einheit macht.

Max Frisch stellt den Leser nicht einfach vor das fait accompli eines Tagebuchs. Er begründet — irgendwo im letzten Drittel des Tagebuchs, wo er von den «vollendeten Büchern» spricht, die, alles wissend, dem Leser Mitarbeit weder im Sinne der Ergänzung noch des Widerspruchs gestatten — und seine Gründe erheben diese Literaturgattung aus der Unwürde des Zufalls zum Kennzeichen unserer Epoche. «Natürlich gibt es noch andere Gründe, warum die vollendeten Bücher, die nur noch unsere Bewunderung zulassen, nicht jederzeit unsere liebsten sind. Wahrscheinlich kommt es darauf an, was wir im Augenblick dringender brauchen, Abschluß oder Aufbruch, Befriedigung oder Anregung. Das Bedürfnis wechselt wohl von Mensch zu Mensch, ebenso von Lebensalter zu Lebensalter, und auf eine Weise, die man gerne ergründet sähe, hängt es jedenfalls auch mit dem Zeitalter zusammen. Mindestens ließe sich denken, daß ein spätes Geschlecht, wie wir es vermutlich sind, besonders der Skizze bedarf, damit es nicht in übernommenen Vollendungen, die keine eigene Geburt mehr bedeuten, erstarrt und erstirbt. Der Hang zum Skizzenhaften, der unsere Malerei schon lange beherrscht, zeigt sich auch im Schrifttum nicht zum erstenmal; die Vorliebe für das Fragment, die Auflösung überlieferter Einheiten, die schmerzliche oder neckische Betonung des Unvollendeten, das alles hatte schon die Romantik, der wir zum Teil so fremd, zum Teil so verwandt sind. Das Vollendete: Nicht gemeint als Meisterschaft, sondern als Geschlossenheit einer Form. Es gibt, so genommen, eine meisterhafte Skizze und eine stümperhafte Vollendung ... Die Skizze hat eine Richtung, aber kein Ende.»

Diese Stellen, deren weimarischer Duktus nicht unbemerkt bleiben dürfte, enthalten über die tiefere Begründung der Tagebuchform hinaus den Zugang zum einmaligen und außerordentlichen Phänomen «Tagebuch mit Marion». Auch dieses hat eine Richtung, aber kein Ende, ist «Skizze als Ausdruck eines Weltbildes, das sich nicht schließt oder noch nicht schließt»; es ist Tagebuch, das heißt Skizze «aus Scheu vor einer förmlichen Ganzheit, die der geistigen vorauseilt und nur Entlehnung sein kann», und es ist Skizze «als Mißtrauen gegen eine Fertigkeit, die verhindert, daß unsere Zeit jemals eine eigene Vollendung erreicht —».

So ist viel Geburt und Aufbruch in diesem Tagebuch, aber Geburt und Aufbruch über dem längst vertrauten Continuo des Todes als der Voraussetzung des Lebens: Ein Stirb und Werde des Einzelnen wie der Epoche. Jeder Einzelne und jede Epoche besitzt wie Marion, der Puppenspieler aus einem Arkadien der Gegenwart, im Jugendalter als Verkörperung eines Idols die Puppe, die da geheißen wird Christus, und es reicht das Böse zunächst nur bis Pilatus und Judas. Aber in späteren Tagen — man ist jetzt nicht mehr in Arkadien, sondern in der Großstadt

— stellt sich den absoluten Forderungen des Idols Christus die Erfahrung des Lebens entgegen: Hier pflegen die Marions, die reinen Toren, zu sterben; man nennt das Werden, und es ist schon oft erzählt worden.

Für das, was auf den Verlust der arkadisch-paradiesischen Unschuld folgt, genügt das bisherige Inventar an Puppen nicht mehr; in der Regel würden nun brave, mit dem Bösen unverbindlich kokettierende Atheistenpuppen von rationaler Plattheit und zivilisatorischer Blutarmut kreiert werden. Max Frisch aber führt als vierte Puppe den Grafen Oederland ein, das Ebenbild des heutigen Menschen und der Gegenwart im Stand des Wissens, und Oederland ist das Rasen im Rausch maßloser Möglichkeiten, die dem Menschen gewährt sind, ist der Durchbruch einer wölfisch genützten Freiheit im Gesetzlosen, gegenüber der Pilatus und Judas als frühere Inbegriffe des Bösen noch «menschlich» wirken. Aber dieser unerhörte, furchtbare Rückfall aus Komfort und Gesittung der Zivilisation ins Primitive, ins Urböse, ins Chaos ruft dem rettenden Gesetz: Im Katastrophischen, das als Grundgefühl die Seiten des Tagebuchs beherrscht, erkennt Max Frisch nicht nur das Ende, sondern den zum Schöpferischen verpflichtenden Neu-Beginn. Graf Oederland wird zum Wegbereiter Christi, dessen Wiedereinordnung ins Spiel mindestens zu ahnen ist.

Seite um Seite ist Bemühung, Rechenschaft, Ergründung. Die Grundlagen unserer Zeit werden überprüft. Und der Autor übt seine Heilkunst schonungslos, ob er nun das besonders in den Kreisen der Prominenz katastrophale Verhältnis von Mensch zu Mensch bis zur heilenden Absurdität des Turmbaus von Babel schildert oder die Beziehung von Volk zu Volk im dreimaligen Versuch eines Briefes an den deutschen Soldaten von Stalingrad zu klären sucht; daß der schweizerische Standort eine beglückende Umschreibung erfährt, gehört mit zu dem fast ungläubig wahrgenommenen Reichtum an Kostbarkeiten der Erkenntnis und des Herzens; diese Umschreibung lautet: «Unsere Heimat ist der Mensch; ihm vor allem gehört unsere Treue; daß sich Vaterland und Menschheit nicht ausschließen, darin besteht ja das große Glück, Sohn eines kleinen Landes zu sein.»

Bemühung, Rechenschaft, Ergründung vermögen mit ihrem Ernste nicht die Anmut zu verdrängen, die, vor allem wahrnehmbar in der Brillanz des Wortes und in lyrischen Intermezzis, Max Frischs Gedankengänge so regelwidrig und unhelvetisch überstrahlt. Wesentlicher als die Anmut aber ist ein anderes irrationales Element: Der bohrende Gedanke bescheidet sich ehrfurchtsvoll, auf daß die führenden Hände oben im Schnürboden des Großen Welttheaters geahnt werden.

HANS MAST

JOHANN JAKOB TREICHLER - EIN LEBENSBILD[1]

Die politische Entwicklung des Kantons Zürich im neunzehnten Jahrhundert läßt sich durch die Marksteine der Daten 1830 (Ustertag), 1839 (Straußenhandel), 1845 (Wiedererstarken der liberalen Partei) und 1869 (Verfassungsrevision und Sieg der Demokraten) gliedern. Die Härte des Kampfes um die Macht im Staate und die Notwendigkeit unbedingter Haltung in weltanschaulichen Dingen erzieht zu klarem politischem Denken, bedingt aber zugleich in einem dem bedächtigten Ausgleich der Ideen scheinbar abholden Zeitalter einen übermäßigen Verbrauch an staatsmännischen Talenten.

[1] Johann Jakob Treichler - Ein Lebensbild. Von Dr. phil. Willibald Klinke und Dr. iur. Iso Keller. Herausgegeben von Dr. Adolf Streuli, alt Regierungsrat. Schultheß & Co. AG., Verlagshaus, Zürich 1947.

Vollständige Erneuerung kantonaler Regierungen als Folge umwälzender Mehrheitsverschiebungen kennt unsere Generation (wenn man von Genf absieht) kaum mehr. Persönlichkeiten vom Schlage eines Ludwig Meyer von Knonau, der als Mann konservativer Prägung und fortschrittlicher Gesinnung dem Stande Zürich von 1789 bis 1839 trotz allen Kursänderungen ununterbrochen in Staatsämtern dient, ragen als Ausnahme durch duldsame Klugheit hervor aus der großen Schar streitbarer Männer der Tat, welche die Geschicke des Kantons in der Aera zwischen Restauration und Schöpfung der demokratischen Verfassung von 1869 lenken.

Zwischen Alfred Escher, Jakob Dubs, Jonas Furrer, Dr. Friedrich Ludwig Keller, Johannes Scherr, J. J. Sulzer und J. C. Sieber nimmt Johann Jakob Treichler eine eigentümliche und vielumstrittene Stellung ein. Adolf Streuli gebührt nun das Verdienst, die Herausgabe eines umfassenden Lebensbildes dieses zürcherischen Staatsmannes und Rechtsgelehrten angeregt und mit Beiträgen aus persönlicher Kenntnis bereichert zu haben.

Im ersten Teil des Buches (1822 bis 1846) schildert Willibald Klinke auf Grund von Zeitgenossenberichten und Zeitungsliteratur sowie wertvollen autobiographischen Materials den Werdegang des Kleinbauernsohnes vom Richterswilerberg. Für den heutigen Staatsbürger sind vor allem die Darstellungen des in den dreißiger Jahren noch völlig ungenügenden und nach dem Septemberputsch wiederum nur mangelhaft geförderten Schulwesens aufschlußreich. Immerhin ist es tröstlich, festzustellen, daß Treichlers charakterliche Tüchtigkeit und intellektuelle Begabung früh erkannt und ihm die Ausbildung zum Lehrer ermöglicht wurde.

Ein Konflikt mit dem willkürlich schaltenden Erziehungsrat weckt sein Rechtsgefühl und legt auch eine kaum mehr glaubliche Rechtsunsicherheit und Polizeieigenmacht bloß. Die Verteidigung der eigenen Sache in einem Ehrbeleidigungsprozeß offenbart seine juristische Begabung, der er — nebenbei als Journalist wirkend — an der Universität die akademische Grundlage gibt.

«Treten Leid und Unrecht ins Bewußtsein der Menschen, so werden sie auch zu einer geistigen Macht. Unsere Zeit kennt wohl keine materielle Not, die sich nicht umsetzt ins Geistige und ins Politische.» Dieses Wort von Bundesrat Ernst Nobs gibt den Schlüssel zum Charakter Treichlers, dessen jugendliche Dynamik erlittener Unbill entsprang. Da die Biographie mit sorgfältig zusammengestelltem Tatsachenmaterial aufwartet, mag der Leser daraus den psychologischen Vorgang der Wandlung des Revolutionärs zum Staatsmann selbst ableiten.

In Opposition zur liberalen Regierung stehend und deshalb von den 1845 von der Staatsleitung verdrängten Konservativen mit jener Neigung zum Paradoxen, die in der «res publica» mitunter ihr Unwesen zu treiben liebt, wohlwollend kritisiert, kämpft Treichler mit scharfer Feder gegen soziale Mißstände. In der Stadt hält der erste einheimische Revolutionär gutbesuchte Vorträge über sozialpolitische Probleme. Während seine meist verwirklichten Forderungen uns heute maßvoll und gerecht erscheinen, jagten sie seinen Zeitgenossen einen wahren «Kommunistenschreck» in die Glieder. In aller Eile erläßt der Große Rat im März 1846 ein «Staatsschutzgesetz», das im Volksmund bald den treffenden Spottnamen «Maulkrattengesetz» erhielt. Es ist bezeichnend für das weise Maßhalten zürcherischen Wesens, daß es — wie Anton Largiadèr hinweist — praktisch kaum Anwendung fand.

Der Präsident des «gegenseitigen Hülfs- und Bildungsvereins», ein Vorläufer der Gewerkschaften, wird 1850 als Oppositioneller in Wiedikon ins kantonale Parlament gewählt, dem er 54 Jahre lang als führendes Mitglied angehören sollte. 1852 erfolgt seine Wahl in den Nationalrat, ein Ereignis, das in der Korrespondenz zwischen dem österreichischen Minister des Aeußern Buol und seinem Gesandten

in Bern als «bedauerlicher Erfolg des Sozialismus in der Schweiz» bezeichnet wird. Das Jahr 1856 bringt die große Wendung in der Laufbahn Treichlers: auf Betreiben Alfred Eschers wird der bei den Gerichten hohes Ansehen genießende Fürsprech in die zürcherische Regierung gewählt. Auch Ernst Gagliardi legt nicht genau dar, welche Gründe Escher zur Unterstützung des auflüpfischen Kleinbauernsohnes bewogen. Treichler war unseres Erachtens eine zu markante Persönlichkeit, als daß Escher, der selbst im Vorjahr aus der Regierung geschieden war, in ihm nur einen blind ergebenen Parteigänger sehen durfte.

Heute, wo das Streben nach wirtschaftlicher Ausdehnung und Mehrung des materiellen Besitzes oft allzu voreilig mit dem Vorherrschen rückständiger politischer Gesinnung gleichgesetzt wird, übersieht man, daß der Patrizierssohn Escher durch ein innerstes Voranschreiten moderner Ideengänge zum Liberalen geprägt wurde. Es ist erwiesen, daß er den «Sozialisten» Treichler den Stadtkonservativen, die ihm des gemeinsamen aristokratischen Herkommens wegen doch viel näher stehen sollten, eindeutig vorzog.

Während dreizehn Jahren gehörte Treichler der Regierung an; zuerst als Polizei- und Justizdirektor, dann von 1866 bis 1869 zusammen mit Dr. Suter als Regierungspräsident. Im zweiten Teil (1847 bis 1906) beleuchtet Dr. Iso Keller die gewissenhafte staatsmännische, vor allem gesetzgeberische Tätigkeit des mit einem gediegenen Wissen ausgestatteten Regierungsrates. Eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet er in der Vorbereitung der modernen Sozialgesetzgebung, obgleich dem einstigen Baumwolldruckereihandlanger der Vorwurf nicht erspart bleibt, sich im Amte nur lau für die Verwirklichung der in der Jugend verfochtenen Ideale eingesetzt zu haben.

Der demokratische Umschwung verdrängt den Liberalen Treichler, dem die Universität Zürich 1866 die Würde eines Dr. iur. h. c. verliehen hatte, aus der Regierung. Selbst maßgebenden Anteil an der Arbeit der mit Schwung ihrem Ziele zudrängenden Konstituante nehmend, versagt er der neuen, heute noch gültigen Verfassung des eidgenössischen Standes Zürich doch die Zustimmung.

1871 wird Treichler ins Obergericht gewählt; in diese Zeit fällt auch seine nach dem Urteil Iso Kellers reifste Leistung: die Schaffung des Zürcher Prozeßrechtes. Er ist es auch, der sich für die seither bewährte Institution der Handelsgerichte einsetzt. Im Herbst 1872 erfolgt die Berufung an die Universität Zürich als Ordinarius für Schweizerisches Privatrecht, 1875 die Wahl in den Verwaltungsrat der «Schweizerischen Kreditanstalt». 1876 fällt ihm die Professur für «Allgemeine Rechtslehre» an der ETH. zu. Im Jahre 1895 zieht sich der Dreiundsiebzigjährige von diesen beiden Lehrstühlen zurück, um noch elf Jahre eines verdienten «otium cum dignitate» zu genießen.

Wir glaubten, uns die Aufzählung dieser Daten hier nicht versagen zu müssen; denn es bleibt notwendig, dem naheliegenden Vorwurf des Gesinnungswandels, der Treichler sein Leben lang anhaftete, die Folgerichtigkeit seines Aufstiegs und seiner unermüdlichen Tätigkeit entgegenzuhalten.

Den Zeitgenossen war sein Charakter lange «unvertraut», wie der Volksmund mit einem kaum in die Schriftsprache zu übertragenden Wort zu sagen liebt; der «Landbote» rügt ihm einmal seine Eitelkeit. Welches Mißtrauen man gegen ihn hegte, erhellt ein Brief des Historikers Georg von Wyß an François Forel vom 1. Februar 1862: «Et le chef de voûte de l'édifice a été formé par la conversion de notre chef socialiste Treichler... En lui accordant les honneurs du fauteuil, en serrant la main à l'ancien ennemi prolétaire, notre prince (Médicis dirais-je, s'il possédait non seulement les millions, mais aussi l'esprit libéral que ce nom rappelle) a converti le pauvre régent d'école révolutionnaire en son plus fidèle allié qu'il ne manque même pas de porter aussi vers les dignités fédérales, auxquelles

Tr. aspire évidemment, sentant peut-être qu'un jour le sol où on connaît de près son caractère, pourrait venir lui manquer.»

Solche konservative Gesinnung, die Georg von Wyß mit Philipp Anton von Segesser und Jacob Burckhardt, diesen unnachgiebigen Beargwöhnern der liberalen Erneuerung und unentwegten Föderalisten, teilt, wird einem Manne wie Johann Jakob Treichler nie leicht gerecht zu werden vermögen. Sie übersieht am Gegner den schicksalhaften Mangel des gesellschaftlichen Haltes, der ihrer Existenz eine, man ist versucht zu sagen, «prästabilierte Würde» verleiht und erkennt das ehrlichstrebende Bemühn eines in bedrängten Verhältnissen emporgewachsenen, begabten Menschen nicht an. Daß sich im Widerstreit der politischen Meinungen eine Persönlichkeit vom Herkommen und vom Schlage des Richterswiler Bauernsohnes im zürcherischen Staatsdienste schöpferisch durchsetzen konnte, gereicht — so will uns scheinen — den politischen Institutionen des Kantons Zürich und der ihn bewohnenden Völkerschaft (wie die Bundesverfassung altväterisch-schön sagt) in gleichem Maße zur Ehre.

Und gern pflichtet der heutige Bürger des Staatswesens zwischen Rheinfall und Hoher Rone Johann Caspar Bluntschli bei, wenn er im Hinblick auf die Arbeit der «Kommission für die Schaffung des Zürcher Privatrechtlichen Gesetzbuches» (die einen Extrakt der verschiedenen politischen Fraktionen, von dem hochkonservativen Dr. Finsler bis zum Sozialisten Treichler bildete) rühmt: «Ich glaube nicht, daß anderwärts so heterogene Elemente so zusammenstimmen würden. Es ist doch etwas Spezifisches an dem Zürichgeist. — Keine Spur mehr von Parteitendenzen. Immer nur entscheidet die Sache; alle wollen das Beste.»

In Johann Jakob Treichler nimmt jene typisch ostschweizerische, aufs praktische gerichtete Geistigkeit lebendige Form an, unter deren sprödem Aeußeren ein geheimer Idealismus verhalten strahlt. Die Bewahrung vor ausschließendem und gemeinschaftsfeindlichem Doktrinarismus entwickelte in neuester Zeit Formen praktischer politischer Zusammenarbeit, welche nicht nur die Energien der Opposition dem Staatswesen dienstbar machen, sondern den Geist der Verträglichkeit in der Republik fördern. Die Bedeutung des Werdeganges Treichlers geht darum weit über das Maß seines persönlichen Schicksals hinaus; dieser ist und bleibt Symbol steter Erneuerung der Elite aus den gesunden Grundkräften der Nation.

KONRAD KAHL

ZUR SCHWEIZERISCHEN MALEREI DER GEGENWART

Gotthard Jedlicka, der Ordinarius für Kunstgeschichte an der Universität Zürich, ist einer der wenigen Kunsthistoriker auf einem bedeutenden Lehrstuhl unseres Landes, der sich nicht nur mit der historisch gewordenen Kunst befaßt, sondern sich auch immer wieder mit der Kunst der Gegenwart auseinandersetzt. Damit belegt er seine nach umfassender Kunstbetrachtung zielende Tendenz, die in der Kunst in erster Linie ein Phänomen des Menschlichen sieht, das sich in vielerlei Ausdrucksformen manifestiert, die ebenso von der Epoche wie dem Kulturkreis und der Persönlichkeit bestimmt werden.

Das Lesen dieser Ausdrucksformen zu vermitteln ist eine der wichtigsten Aufgaben der Kunstbetrachtung und eine Voraussetzung aller kunstgeschichtlichen Erkenntnis. Dabei ist sich Jedlicka der Grenzen des Wortes als Mittler zum Verständnis der Malerei bewußt; denn «wer über Malerei schreibt oder spricht, umfaßt — auch im glücklichsten Fall — nur ein Geheimnis von außen. Das Beste, was er

erreichen kann, ist dieses: ahnen zu lassen, wie reich es in Wirklichkeit ist.» Aus dieser Beschränkung heraus, die nicht das Bild «zerdenkt», sondern gleichsam mit dem Auge zu denken sucht, kommt die schöne Klarheit in Jedlickas Aufsätzen über Maler und Malerei. Er gehört nicht zu jenen Schriftstellern, die ein Bild — wie andere eine Landschaft oder ein Erlebnis — nur als Vorwand dichterischer Gestaltung nehmen, um eine Variation in Worten zu einem gemalten Thema zu geben, sondern er befaßt sich in einer schmucklosen Sprache, immer bemüht für den Eindruck und das Erlebnis das sachlich zutreffende Wort zu finden, mit der klaren Deutung des Gegenstandes, hinter dem er selbst zurücktritt. Dabei gelingt es ihm eher ,den Gesamtaspekt einer Malerpersönlichkeit und ihres Werkes zu geben, als die eigentlichen künstlerischen Ausdrucksmittel zu zerlegen, denen dieser oder jener Aspekt zu danken ist. Das mag in seinem Wesen begründet liegen; denn er scheint eher ein im Goetheschen Sinne schauender Mensch zu sein, dem mehr an der Schau und der Einfühlung als an der Analyse liegt. Denn er weiß, daß mit allen noch so fein zerlegten Teilen eines Werkes das Werk als Gesamtes noch nicht erfaßt wird und daß gerade das dem Analytiker entschlüpft, was dem Werke Dauer verleiht: das Geheimnis des Schöpferischen, das nur aus einer starken Vision kommen kann und das sich auch nur starker Einfühlung wieder erschließt.

Jedlicka stellt diesen gesammelten Ansprachen und Aufsätzen, die in den letzten fünfzehn Jahren bei verschiedenen Gelegenheiten aus Forderungen des Tages entstanden sind, allgemeine Bemerkungen über die schweizerische Malerei voraus, die in dieser Zeitschrift im Juli 1934 erschienen sind. Er berührt damit ein Thema, das schon oft behandelt wurde und man mag ihm recht geben, wenn er zum Schluß kommt, daß die schweizerische Malerei mehr ein Erzeugnis des Charakters als der Begabung sei, woraus sich auch die weitere Feststellung ergibt, daß ihre zeichnerische und malerische Substanz eher spröde wirkt. Wenn einige Maler von Bedeutung, wie Pellegrini, Surbek, Maurice Barraud und Paul Bodmer fehlen, so liegt darin kein Werturteil, sondern Jedlicka ist durch die «Forderungen des Tages» im Verlaufe dieser Jahre wohl nicht zu einer Auseinandersetzung veranlaßt worden.

In diesem — und nur in diesem Sinne haftet dem Buche etwas Zufälliges an. Und doch mag der Leser überrascht sein, wie diese lose entstandenen Arbeiten in dieser Sammlung zu einem Ganzen zusammenwachsen, weil sie aus einem feststehenden Zentrum einer Persönlichkeit hervorgegangen sind, die bei aller Freiheit nie improvisiert, sondern immer methodisch denkt und so auch das Abgelegenste und Kleinste an das Zentrum gebunden bleibt. Man sieht geradezu, wie er zu einzelnen Beiträgen, etwa über Gimmi, Auberjonois oder Max Gubler, mit der größten Subtilität das Material zusammenträgt, den Strich einer Zeichnung, eine Farbe auf sich wirken läßt, eine Gewohnheit des Malers usw. notiert, um aus allen diesen Teilchen das Ganze zu fügen. Diese für den Leser offen hingelegte Methode hat den Vorteil, daß Jedlickas Vorgehen als Schulbeispiel für jene wirken kann, die sich mit der Malerei zu beschäftigen beginnen; denn er zeigt ihnen durch seine eigene Betrachtungsweise, auf welchen Wegen man vorzurücken hat, um ein Ziel zu erreichen. Dem Kenner unserer Malerei wird manches seiner Urteile und viele seiner glänzenden, präzisen Formulierungen zur Klärung eigener Eindrücke beitragen, und dem angehenden Kunstfreund erschließt Jedlicka mit einzigartigem Geschick das Reich der Malerei. Darin liegt der besondere Wert dieses Buches, von dem der Verfasser weiß, daß es nur ein Zwischenwerk sein kann, das aber gerade deswegen, weil es nicht verschlossene Synthesen, sondern offen daliegende Teile gibt, besonders anregend ist. Man ist sich darüber nicht im Zweifel, daß selbst diese gelegentlichen, von Ausstellungen, Geburtstagsfesten und andern Anlässen angeregten Betrachtungen des dauerhaften Kleides eines Buches würdig sind, das der Verlag Eugen Rentsch auf-

schlußreich illustriert und schön ausgestattet hat. Es gelingt Jedlicka, den Leser ahnen zu lassen, wie reich das Geheimnis des Schöpferischen in Wirklichkeit ist, und damit hat er das sich gesteckte Ziel auch in diesen gesammelten Gelegenheitsaufsätzen erreicht, in denen er nicht als Kunsthistoriker spricht, sondern als Kunstfreund und «Parteigänger», zeitverliebt und zeitfremd, auf alle Fälle «zeitbefangen», wie er selbst im Vorwort bescheiden bekennt.

WALTER KERN

«ETUDES GERMANIQUES»

Der französische Germanist befindet sich in einer merkwürdigen, leicht paradoxen Lage. In der Schicht der traditionsbewußten französischen «bien pensants», der Universitätskreise besonders, ist deutschen Einflüssen gegenüber das Mißtrauen immer rege: hat sich Frankreich in kaum einem Jahrhundert nicht dreimal von Deutschland in gewisser Hinsicht übertölpeln lassen, um dreimal mit schreckhaftem Erwachen bestraft zu werden, und liegen nicht auch geistig (so fragen diese Leute) für französisches Wesen in deutschen Strömungen mehr negative als positive Werte? Dennoch wirkt seit den Tagen der Romantik von jenseits des Rheines her so etwas wie ein Zauber auf die französische Geistigkeit (die junge insbesondere) — deutsche Musik und Philosophie einerseits, deutsche Gelehrsamkeit und Technik anderseits —, ein Zauber, den auch die ärgsten politischen Enttäuschungen nicht zu brechen vermochten und vermögen. Dieser ist (scheint es) um so untergründiger und stärker, je unzureichender die realen Kenntnisse deutscher Bereiche sind. Die deutsche Sprache besonders bleibt, trotz achtenswerten Anstrengungen, sogar in vielen Elitekreisen ein verschlossener Bezirk. Der französische Germanist spielt denn auch einigermaßen die Rolle des Funktionärs einer Art Geheimwissenschaft: er vermittelt, was den meisten unzugänglich ist. Und doch bleiben seine Bücher — hier tritt das Paradoxe zutage — auffallend wirkungslos (wir sagen nicht: echolos). Will der französische Geist vom deutschen nur Anregung, nicht genaues Wissen? Oder spiegelt sich, auf für seine Wirkung nachteilige Weise, im Werk des französischen Germanisten allzu häufig sein eigener innerer Konflikt, das schier unvermeidbare Schwanken zwischen reiner Hingabe an den Stoff und atavistisch-nationaler Voreingenommenheit? Beides mag zusammenwirken, wenn auch zugegeben sei, daß eine schöne Zahl französischer germanistischer Arbeiten ein hohes Maß an Eindringung und Objektivität aufweist.

Als Studienzweig hat die französische Germanistik in den letzten Jahrzehnten einen gewaltigen Aufschwung erlebt. Sie ist mehr literarisch-kulturpolitisch orientiert, während umgekehrt die Romanistik in deutschsprachigen Landen ihren Hauptakzent bekanntlich auf das Philologische legt. Es gibt keine bedeutendere deutsche Dichterpersönlichkeit der Vergangenheit mehr, der nicht eine oder mehrere umfangreiche Studien gewidmet sind, und auch die deutsche Schweiz darf sich hier nicht über Vernachlässigung beklagen (Werke über Gotthelf, Keller und Meyer) — die deutschschreibenden Germanisten sollten sich, auch bei uns, um diese französische Gelehrtenarbeit etwas mehr bekümmern.

Nach dem ersten Weltkrieg setzte von aufrichtig gesinnten Freunden einer deutsch-französischen Verständigung ein vertieftes Studium deutscher Probleme ein. Neben der ehrwürdigen wissenschaftlichen «Revue germanique» (gegründet 1829, nach langen Unterbrechungen neu gegründet 1905, eingegangen zu Beginn des zweiten Weltkrieges) erschien seit 1926 und fast ein Jahrzehnt hindurch, von Maurice Boucher und dem letztes Jahr allzufrüh verstorbenen Rilke-Uebersetzer Maurice Betz betreut, die mehr dem zeitgenössischen Deutschland gewidmete

«Revue d'Allemagne». 1928 wurde die «Société des Etudes germaniques» gegründet, die aber mit Kriegsbeginn ihre Tätigkeit einstellte, erst 1945 zu neuem Leben erwachte und die Herausgabe einer Dreimonatsschrift «Etudes germaniques» beschloß (Redaktor: J.-F. Angelloz). Deren erster Jahrgang liegt nun vor (leider fehlt ein Inhaltsverzeichnis).

Dem ausdrücklichen Vorsatz, deutschen Problemen leidenschaftslos gegenüberzutreten, sind die Mitarbeiter nach Kräften nachgekommen. Die Zeitschrift faßt Germanistik in weitestem Sinne; auch aktuelle Fragen der französischen Besetzungspolitik werden erörtert, besonders natürlich solche pädagogisch-kultureller Natur. Die bemerkenswertesten literarischen und kritischen Neuerscheinungen erfahren sachkundige Beleuchtung (erwähnt seien die Berichte über neuere Spittelerliteratur und über Hesses «Glasperlenspiel»). Die Originalbeiträge sind zumeist am Sitz der Gesellschaft in Paris gehaltene Vorträge. Einige seien kurz gestreift.

Die Nachrufe von *Geneviève Bianquis* und *J. Rouge* auf *Charles Andler* (gest. 1933) und *Henri Lichtenberger* (gest. 1941), die zwei ersten Präsidenten der Gesellschaft, zeichnen Wesen und Wirken zweier Persönlichkeiten, die in der Geschichte der französischen Germanistik einen Ehrenplatz einnehmen. Charles Andler, der weitgespannte, freie, anregende Geist, dem Unterricht und administrative Tätigkeit leider nicht gestatteten, das erträumte Lebenswerk zu vollenden (eine frühe Studie über Heines Lyrik kommt in den «Etudes germaniques» aus dem Nachlaß zum Abdruck), hat in der sechsbändigen Nietzsche-Biographie und im Werk über den Pangermanismus Bleibendes geschaffen; den auch philologisch geschulten Henri Lichtenberger nannte Andler schon 1914 «le germaniste le plus complètement outillé que la France ait eu», doch fehlte seiner flüssigen Feder die Schärfe, die den großen Schriftsteller ausmacht. *E. Vermeil*, der jetzige Vorsitzende der Gesellschaft (von ihm erschien kürzlich das schon 1939 vollendete und von den Deutschen verbotene Buch «L'Allemagne. Essai d'explication» — das Werk ist übrigens kennzeichnend für den Zwiespalt, in dem sich der französische Germanist ex officio befindet), erforscht die revolutionären Hintergründe in Goethes Faust und zeigt, daß, wenn auch der Sturm und Drang sich mehr gefühlhaft-sozial auswirkte, ihm doch die gleichen Strömungen zugrunde liegen, die in Frankreich zur politischen Revolution führten, und wie in Deutschland erst nach der Jahrhundertwende das klassisch-romantische weltbürgerliche Ideal sich zum nationalen-nationalistischen wandelte. *F. Mossé* handelt in umfassender Dokumentierung von der Ballade und ihrer Entwicklung in den verschiedenen germanischen Literaturen. *E. Leibrich* geht dem Wandel der politischen Anschauungen Nietzsches nach, indem er darstellt, wie aus dem apolitischen Nietzsche der Unzeitgemäßen Betrachtungen in der mittleren Zeit (1878 bis 1882) der Verfechter eines humanistischen Sozialismus wird und wie erst in der Zarathustra-Periode die antidemokratischen, antirationalistischen, antipersonalistischen Tendenzen stärker hervortreten. *A. Audoin* erzählt persönliche Erinnerungen an Carl Spitteler, den sie 1916 als junge Studentin besuchte, und gibt eine Einführung in den Olympischen Frühling. *Maurice Boucher* veröffentlicht klar gedachte, instruktive Seiten über Hermann Keyserling, dem er vor zwanzig Jahren einen Studie gewidmet. Der spannendste Aufsatz des Bandes aber ist der Bericht von *Marc Klein*, Professor der Medizin an der Straßburger Fakultät: mit überlegener Objektivität spricht hier der Wissenschafter, der Auschwitz, Großrosen und Buchenwald durchgemacht, über System und Geist der Konzentrationslager: welch fürchterliche Anklage in diesem nur feststellenden, anklagelosen Dokument!

Die «Etudes germaniques» haben leider schon nach dem ersten Jahrgang mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Möge auch von der Schweiz aus ein wohlwollendes Interesse zur Erhaltung der wertvollen Zeitschrift beitragen.

WERNER GÜNTHER